Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 71 (2000)
Heft: 1

Artikel: Unser Menschenbild
Autor: Etzensperger, Harry / Senn, Heidi / Aschwanden, Magyan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812017

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNSER MENSCHENBILD*

Unsere Basis ist ein ganzheitliches Bild der Menschen. Darin sind der Geist, die Seele, der Körper und das soziale Umfeld als lebendiges System untrennbar miteinander verbunden. Sie beeinflussen sich gegenseitig und machen erst als Ganzes den einzelnen Menschen aus.

„In unserem Beziehungssystem sind alle Menschen gleich in Würde und Rechten."

Wir achten die Menschen als eigenständige Persönlichkeiten und Teil unseres Beziehungssystems, welches sie entsprechend ihrer Möglichkeiten, Voraussetzungen und Bedürfnisse mitgestalten.

In unserem Beziehungssystem sind alle Menschen gleich in Würde und Rechten.

Der Geist der Menschen entwickelt ihre Ideen, Intuitionen, Ziele und Sinngebung. Er prägt den kulturellen Bereich unseres Unternehmens.

Darum leben wir unsere Leitsätze, unser Selbstverständnis und unsere Unternehmenspolitik mit Normen und Werten, welche die eigenverantwortliche Lebensgestaltung der Menschen in diesem Rahmen unterstützen.

Die Seele der Menschen birgt ihre Erfahrungen, Beziehungsmöglichkeiten, Gefühle und Zugehörigkeit. Sie prägt den sozialen Bereich unseres Unternehmens.

Darum leben wir unsere Strukturen, die formalen Beziehungen, die Hierarchie und unseren Führungsstil mit individuellen Konzepten, welche die Gestaltung und Auseinandersetzung mit fremden und eigenen Grenzen unterstützen. Der Körper der Menschen umfasst ihre Veranlagungen, ihren Instinkt und ihre Lebensgewohnheiten. Er prägt den technisch-instrumentellen Bereich unseres Unternehmens.

Darum leben wir unsere Informationswege, die Entscheidungsprozesse, unsere materiellen Hilfsmittel und unsere Gebäude nach Gesichtspunkten, welche das persönliche Wachstum und die fortwährende Veränderung und Entwicklung der Menschen unterstützen.

„Niemand kann meine persönlichen Anliegen besser vertreten als ich selbst."

Das soziale Umfeld ermöglicht den Menschen, Kontakte, Rollen, Erwartungen und Verhältnisse zu leben.

Darum pflegen und unterstützen wir den Austausch und die lebendige Interaktion mit unseren Beziehungspurtner/innen in unserer Umwelt.

Harry Etzensperger
für die Stiftung Glattal und Unterland

* Aus Regional ● Punkt, Info-Blatt der Sektion Zürich beim Heimverband Schweiz

Es war nur ein sonniges Lächeln

Es war nur ein sonniges Lächeln,
es war nur ein freundliches Wort;
doch scheuchte es lastende Wolken
und schwere Gedanken fort.

Es war nur ein warmes Grüssen,
der tröstende Druck einer Hand;
doch schien's wie die leuchtende Brücke,
die Himmel und Erde verband.

Ein Lächeln kann Schmerzen lindern,
ein Wort kann von Sorge befrei'n;
ein Händedruck Böses verhindern
und Liebe und Glaube erneu'rn.

Es kostet dich wenig, zu geben
Wort, Lächeln und helfende Hand;
doch arm und kalt ist dein Leben,
wenn keiner solch Trösten empfand.

So gib, wozu du berufen,
Wort, Lächeln und helfende Hand;
und reich und froh wird dein Leben,
wenn du schenkst, wozu du gesandt.

«Wir betrachten Fachleute und Angehörige als gleichwertige Partner mit unterschiedlichen Aufgaben»

Ein hoher Anspruch, dem sich die Stiftung Ilgenhalde in ihrem Leitbild stellt! Eltern und Fachleute haben einerseits unterschiedliche Aufgaben, andererseits ist aber auch die Ausgangssituation verschieden und prägt unsere Beziehungen:

- *Eltern haben die Aufgabe, ein behindertes Kind in die Familie aufzunehmen, es zu lieben und zu erziehen, nicht freiwillig gewählt.*
  Sie wurden in die Situation hineingestellt, ohne Vorbereitung und ohne gefragt zu werden, ob sie dieser Aufgabe gewachsen sind oder nicht. Fachleute hingegen wählen sich ihren Beruf bewusst aus, und sie haben viele Möglichkeiten, sich in Ausbildungen darauf vorzubereiten.
- *Angehörige können nicht «aussteigen», sie sind mit der Aufgabe lebenslang schicksalshaft verbunden.*
  Fachleute haben die Freiheit, sich anderen Lebensplänen zuzuwenden, wenn sie dies wollen.
  Kündigungen gehören in jedem Berufsleben zum Alltag. Vernunftsmässig ist dies leicht zu akzeptieren. Vom Gefühl her erleben wir Eltern Abschiede von vertrauten Betreuungspersonen und die Aufgabe, neues Vertrauen, neue Beziehungen aufzubauen, oft als immer wiederkehrende hohe Anforderung. Mir scheint, es ist vielen Fachleuten zu wenig bewusst, dass die einzig wirklich stabilen Bezugspersonen im Leben eines behinderten Menschen meist seine Angehörigen sind. Dies kann für viele Familien, aber auch für den behinderten Menschen selbst, belastend sein.
- *Eltern und Angehörige haben mit den Behinderungen eine einzige Erfahrung: ihre Tochter, ihr Sohn, Schwester oder Bruder.*
  Fachleute verfügen über Erfahrungen mit verschiedenen Behinderungen und Lebensaltern. Es ist das Privileg der Angehörigen, sich aus-

schliesslich für die individuellen Bedürfnisse ihres eigenen Familienmitgliedes einzusetzen. Die Gesamtanliegen der Institution wahrzunehmen, ist deshalb nicht ihre Aufgabe. Ihre – wenn auch einzige – Erfahrung kann für die Institution dennoch wichtig sein.

Grundpfeiler partnerschaftlicher Zusammenarbeit sind Offenheit, klare Information und gegenseitige Abgrenzung. Um Vertrauen und Sicherheit wachsen zu lassen, ist ein offener Austausch in Gesprächen unerlässlich. Leichter gesagt als getan! Ich wünsche mir als Mutter selbstverständlich klare und wahrheitsgetreue Informationen. Ich spüre aber gleichzeitig, wie empfindlich ich reagiere, wie gekränkt ich mich fühle, wenn die Botschaften einmal nicht so gefreut tönen, wie ich sie gerne hören möchte.

„Der Körper der Menschen umfasst ihre Veranlagungen, ihren Instinkt und ihre Lebensgewohnheiten."

Trotzdem, ernstgenommen und als gleichwertige Partner akzeptiert fühlen wir Angehörigen uns dann, wenn wir über Ereignisse und Massnahmen informiert sind und wir unsere Erfahrungen in die Überlegungen der Fachleute einbringen können. *Je klarer die Informationsstrategie einer Institution, je übersichtlicher die Zuständigkeitsbereiche, desto besser orientiert sind wir Angehörigen über die richtigen Adressaten unserer Anliegen.* Und niemand kann meine persönlichen Anliegen besser vertreten als ich selbst!

„Die Seele der Menschen birgt ihre Erfahrungen, Beziehungsmöglichkeiten, Gefühle und Zugehörigkeit."

Ein wichtiger Beitrag zur partnerschaftlichen Zusammenarbeit ist das Bewusstsein über die unterschiedlichen Rollen von Fachleuten und Angehörigen. Unsere gemeinsame Anstrengung ist die Förderung und Begleitung des anvertrauten behinderten Menschen. Er sollte Mittelpunkt unserer Gespräche sein. An zwei Beispielen etwas pointiert ausgedrückt: *Wir Angehörigen sind nicht zuständig für Probleme unter Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, für Geldsorgen und andere Nöte der Institution.* Andererseits sind Betreuungspersonen nicht die richtigen Ansprechpartner für Alltagssorgen und Familienkonflikte der Angehörigen. Eine klare Abgrenzung der Zuständigkeitsbereiche ist für beide Partner entlastend.

„Das soziale Umfeld ermöglicht den Menschen, Kontakte, Rollen, Erwartungen und Verhältnisse zu leben."

Wer eine gänzlich konfliktfreie Zusammenarbeit erwartet, wird Enttäuschungen erleben. Die meisten Konflikte entstehen aus unterschiedlichen Auffassungen über Lebensziele und Erziehungsstile. Die Angehörigen haben ihre eigene Art und Weise, mit ihrem behinderten Familienmitglied umzugehen. Betreuerinnen und Betreuer machen es anders. Ich behaupte aus langjähriger Erfahrung: Wir müssen es gar nicht gleich machen! Behinderte Menschen – und seien sie noch so schwer beeinträchtigt – wissen sehr wohl zu unterscheiden zwischen der *«Welt der Familie»* und der *«Welt des Heims»*. Wie oft erfahren wir, dass wir, Fachleute und Angehörige, diese beiden Welten durcheinanderbringen, indem wir meinen, wir seien im Besitz der einzig richtigen Methode, mit diesen behinderten Menschen umzugehen. Wer weiss, ob nicht gerade unser unterschiedlicher Umgang das Leben eines behinderten Menschen bereichert und ihn an der Vielfalt des Lebens teilnehmen lässt?

Wichtig scheint mir, dass wir unterschiedliche Auffassungen gelten lassen und keine Bewertungen vornehmen. In einer Partnerschaft, in der der eine Teil «besser» ist als der andere, in der sich der eine mächtig und der andere ohnmächtig fühlt, kann kein Vertrauen wachsen.

Mit zwei Thesen möchte ich meine Gedanken zur partnerschaftlichen Zusammenarbeit beschliessen:

Erfahrung und Ausbildung sind gleichwertig.

Basis jeder fachlichen Kompetenz ist die menschliche Grundhaltung.

Heidi Senn
Mutter eines behinderten Menschen und Mitglied des Stiftungsrates

Dieser Artikel wurde dem Jahresbericht der Stiftung Ilgenhalde entnommen. Wir danken Heidi Senn recht herzlich für die Veröffentlichung. ■

Das Alter und sein Menschenbild

Der Abschied von verschiedenen Lebensphasen

Im Internationalen Jahr des älteren Menschen haben wir schon viel vom Bild des betagten Menschen gehört.

Dabei fällt auf, dass das Altersbild, gerade in der heutigen Zeit, einem starken Wandel unterworfen ist. Das Bild der strickenden Grossmutter und des Pfeife rauchenden Grossvaters, die gemeinsam auf dem Bänklein vor dem Haus sitzen, gehört immer mehr ins Bilderbuch.

Die heutigen Seniorinnen und Senioren wollen ernst genommen werden, als vollwertige Menschen akzeptiert sein und einen Auftrag beziehungsweise eine Aufgabe haben.

Sie sehen sich nicht nur als Konsumenten um das Bruttosozialprodukt zu erhöhen, ebenso wenig wollen sie als alleinige Verursacher hoher Krankenkassenkosten gelten.

Auch als Heimbewohnerinnen und Heimbewohner sind sie aktiv, selbstbewusst, kritisch und manchmal sehr anspruchsvoll. Auf der anderen Seite aber auch sehr dankbar und glücklich über die verschiedenen kleinen Aufmerksamkeiten des alltäglichen Lebens.

Alle Menschen sind Menschen wie Du und ich – achte und liebe sie wie Deine besten Freunde

Wie erlebe ich den betagten Menschen bei uns im Pflegeheim mit seinen grossen und vielfältigen Bedürfnissen für Betreuung und Pflege?

Jedermann und jede Frau ist einzigartig im Wesen und in der Persönlichkeit, das einheitliche Bild des älteren Menschen existiert nicht.

Gehe ich in Gedanken durch unser Heim und vergegenwärtige mir die Leute, die zurzeit hier wohnen, erkenne ich so viele Menschenbilder wie Bewohner/innen.

- Während der eine Herr frohgemut im Garten spaziert, ein Bier trinkt und Zeitung liest, hadert der Nachbar mit seinem Schicksal und schimpft über den schwierigen Zimmergenossen und über die Tatsache, dass er im Heim ist.
- Während die eine Dame über den Verlust ihrer geistigen Fähigkeiten nachdenkt, freut sich eine andere Frau auf das Gedächtnistraining, oder übt sich im Lösen von Kreuzworträtseln.
- Während eine 85-Jährige mit aller Kraft gegen die Einschränkungen ihrer schweren Krankheit ankämpft, ergibt sich eine andere Bewohnerin ihrem Schicksal – einmal eher heiter und positiv, ein andermal eher traurig und müde.

„Alle Menschen sind Menschen wie Du und ich."

Je nachdem wie die Betroffenen das Älterwerden mit den verschiedenen, immer schwieriger werdenden Aufgaben meistern und ertragen, gestaltet sich ihr Dasein und somit ihr Menschenbild.

Die Bilder der einzelnen Menschen in einem Alterswohnheim oder in einer Wohngruppe können wieder ganz anders aussehen; ebenso die Bilder der «jüngeren» Seniorinnen und Senioren.

Von welchem Zeitpunkt an ist ein Mensch alt oder älter? Glücklicherweise können wir diese Frage nie für jedes Individuum gleich beantworten. Eines ist allen Älteren gemeinsam – sie haben schon viele Lebensphasen durchlebt, mit allen ihren «Hochs und Tiefs», die Kindheit, die Jugend, die Zeit des jungen Erwachsenen oder das sogenannte «middle age», um nur einige zu nennen.

„Jedermann und jede Frau sind einzigartig im Wesen und in der Persönlichkeit."

Können wir diese verschiedenen Phasen voll auskosten, bewusst erleben und auch abschliessen, so gehören wir zu den Glückspilzen, die mit sehr leichtem Rucksack durchs Leben kommen. *Es gehört zu den anspruchsvollsten und schwierigsten Lebensaufgaben, interessante und schöne, aber auch schwierige und anspruchsvolle Zeiten hinter sich zu lassen und von ihnen Abschied zu nehmen.*

Unabgeschlossene oder ungelebte Lebensphasen bergen die Gefahr, dass wir sie im Rucksack mittragen und sie sich immer wieder bemerkbar machen – leider selten auf positive Art und Weise.

Wir alle kennen Seniorinnen und Senioren, die mit 50 Jahren noch wie Teenager herumlaufen, oder Menschen, die bei einem Besuch im Heim verkünden «mit diesen alten Leuten sei es eben schon ein bisschen schwierig», obschon sie selber über 90 Jahre alt sind.

Können wir ältere Menschen betreuen, die in ihrem Leben die verschiedenen Phasen bewusst gelebt und abgeschlossen haben, kommt das Menschenbild der positiven und weisen, je nach gesundheitlichen Möglichkeiten auch der interessierten und aktiven alten Menschen zum Vorschein. Es fällt uns leicht, diese Bewohner/innen würdevoll zu begleiten und zu betreuen, da auch ihrerseits eine grosse Wertschätzung gegenüber den Mitarbeiter/innen vorhanden ist.

Müssen viele Erfahrungen im Alter nachgeholt werden, so wird die Betreuung und die Pflege oft sehr anspruchsvoll, weil auf Grund der reduzierten geistigen Fähigkeiten Vieles nicht mehr aufgearbeitet werden kann. Der Blick zurück auf all zu viel Unerledigtes schmerzt und ist beinahe unerträglich.

- Helfen wir unseren Bewohnerinnen und Bewohnern ihr Alter in Würde und Weisheit zu leben.
- Unterstützen wir uns aber auch als Betreuende und Pflegende gegenseitig in dieser anspruchsvollen und interessanten Aufgabe.

Durch unser grosses Engagement in der Arbeit mit Menschen, werden wir viel an Lebenserfahrung und innerer Reife gewinnen – ein nicht zu unterschätzender «Schatz» in der heutigen Zeit. Nutzen wir die Lernchancen und die Erkenntnisse, die unser Beruf uns bietet. Leeren wir unseren Rucksack stetig, um für unser eigenes Älterwerden das Menschenbild eines positiven fröhlichen und weisen alten Menschen zu verwirklichen.

Magyan Aschwanden

1999: Jahr der älteren Menschen

Im Leitbild des Alters- und Pflegeheimes Hinwil ist unter anderem festgehalten: «Persönliche Würde, Freiheit und Selbständigkeit der Bewohnerinnen und Bewohner bleiben gewahrt...» Was ist oder bedeutet «persönliche Würde»? Warum hat ein Mensch Würde?

Dieser Frage will ich einmal nachgehen. Vor acht Jahren ist zuerst mein Vater gestorben, letztes Jahr meine Mutter. Ich schätzte meine Eltern sehr, so wie ich auch meine Grosseltern gern hatte. Sie wohnten, als ich aufwuchs, im gleichen Haus wie wir. Vielleicht nicht zuletzt deshalb habe ich alte Menschen gern. Sie gefallen mir, in ihrer «Würde».

Aus einer Betrachtung eines Seelsorgers hörte ich kürzlich, dass sich die Würde des Menschen aus der Tatsache ableite, dass er nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sei. Wir, das Ebenbild Gottes!? Auch wenn wir nicht mehr «jung und dynamisch» sind? Was halten Sie von diesem Gedanken? Warum, denken Sie, wurde dem 5. Gebot der Christen («Du sollt Vater und Mutter ehren...») sogar eine Begründung beigefügt?

Das Jahr 1999 wurde von der UNO zum «Jahr der älteren Menschen» deklariert. Wir alle haben im Laufe dieses Jahres aus den Medien diesbezüglich einiges erfahren. Früher wurde alten Menschen grösste Wertschätzung entgegengebracht. Ihre Weisheit wurde anerkannt und genutzt. Heute gilt es, den Tendenzen der Ausgrenzung, Tabuisierung und Isolierung der alten Menschen entgegen zu wirken. Altes hat seinen besonderen Wert, seine besondere Kostbarkeit. Das gilt ganz besonders für ältere Menschen!

Daher begrüsse ich die Wahl der UNO und hoffe, dass der Wert alter Menschen, ihre Würde, wieder weitherum neu anerkannt, geschätzt und sinnvoll genutzt wird, zum Wohle von uns allen.

Erich Loser ■

Leitbilder – Menschenbilder im Kinder- und Jugendbereich

Der Autor (Markus Eisenring) und die Autorin (Brigitte Haab) nähern sich dem Thema aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Beide Beiträge versuchen aber, von einer Alltagsebene der Arbeit in den Einrichtungen auszugehen.

Wenn Kinder oder Jugendliche in die Jugendsiedlung eintreten, werden sie mit Kulturdifferenzen konfrontiert – unabhängig davon, ob sie aus einer Schweizerfamilie oder aus einer Familie ausländischen Ursprungs zu uns kommen. Es kommt mit Sicherheit zu *«interkulturellen Irritationen»*, deren Ausmass sowohl von der schieren Grösse der erwähnten Differenzen, aber auch vom psychischen und sozialen Potenzial der beteiligten Personen zur Bewältigung von Konflikten abhängt. Ich gehe hier von einem weitgefassten Verständnis von Kultur aus: Wie wir (zusammen)leben und arbeiten, das Erarbeitete verteilen, wie wir unsere Identität finden und aufrechterhalten, wie wir Schutz, Solidarität und Sicherheit gewährleisten, Werte und Normen definieren und Regelverletzungen sanktionieren, und nicht zuletzt: Wie wir Erziehung und Ausbildung realisieren.

Dieser Kulturbegriff eignet sich meines Erachtens sehr gut dazu, den Kern unserer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen – damit meine ich das unsere Arbeit meist im Verborgenen leitende Menschenbild – deutlich zu machen. Dazu einige Beispiele:

- Eine heute 16-jährige Jugendliche – aus einer Schweizer Familie mit Mutter und Stiefvater stammend – geniesst und nutzt bei uns Freiheiten, die sie zuvor nur vom Hörensagen kannte. Ausgang und Sackgeld waren Fremdwörter für sie. Anstelle einer Lehre hätte sie – als gute Realschülerin – einen Hilfsarbeiterjob annehmen und möglichst schnell möglichst viel Geld verdienen sollen. Sie begann sich zu wehren und erreichte über ein Jugendsekretariat die Platzierung in der Jugendsiedlung. Seit sie bei uns ist, stand der Schulabschluss (gut gelungen!), steht die Berufswahl im Vordergrund. Gleichzeitig lernt sie, Freizeit selbständig zu gestalten und persönliche Angelegenheiten – gegen hinhaltenden Widerstand der Eltern – selber zu regeln. Dahinter steht unsere Überzeugung, dass 1. persönliche Autonomie auf der einen, soziale Verantwortung auf der anderen Seite Eckpfeiler eines jeden menschlichen Lebens bedeuten, und dass 2. Ausbildung, Beruf und Erwerbsarbeit ein Kernelement unserer Kultur darstellen und wir deshalb gemeinsam mit all unseren Möglichkeiten auf einen guten Schul- und Lehrabschluss hinarbeiten müssen.
- Ein damals 15-jähriger Jugendlicher wird von der Jugendanwaltschaft wegen verschiedener Ladendiebstähle und Mofaklauereien sowie «haltlosen» Zuständen zu Hause bei uns platziert. Im Hintergrund steht eine immigrierte lateinamerikanische Familie, der Vater ist abwesend. Während der ersten Wochen seines Aufenthaltes wirkt der Jugendliche äusserst undurchsichtig; wenn in der Gruppe etwas verschwindet, wird er darum von den anderen als erster verdächtigt. Wir wissen nicht genau, was er in seiner Freizeit tut und was «zu Hause» läuft. Der Jugendliche macht uns durch sein Verhalten deutlich, dass seine Familie und seine Kollegen über den Regeln und Zielen der Gruppe stehen. Wir wiederum signalisieren ihm, dass er auf diese Weise die Probezeit nicht bestehen werde. Die Wende kommt, als er von einem Kollegen wegen Kopfwehs angebliche Schmerztabletten erhält, diese schluckt, hierauf einen Kreislaufkollaps erleidet und von uns notfallmässig ins Spital eingeliefert werden muss. Danach wird er mehr und mehr zugänglich sowohl für unsere Hilfestellungen, wie auch für unsere Forderungen und Normen. Insbesondere lässt er sich auf unsere Vorstellung ein, wie mit Konflikten und Loyalitäten umgegangen werden sollte. Damit meinen wir – verallgemeinert formuliert:

Wir leben in einem Rechtsstaat, dessen Normen und Regeln wir in die sozialpädagogische Arbeit, in den Gruppen-Alltag, übersetzen – das bedeutet insbesondere: Familien- oder Peergroup-Loyalitäten sind dem so verstandenen Recht unterzuordnen. Zudem wollen wir bei der Durchsetzung unserer Regeln und Vereinbarungen auf Willkür, Lüge und Gewalt verzichten.
Heute steht der Jugendliche übrigens in einem stabilen Lehrverhältnis.

- Ein 15-jähriger Jugendlicher, türkischen Ursprungs, tritt bei uns mehr oder weniger notfallmässig ein, weil sowohl bei seiner alleinerziehenden Mutter zu Hause wie in der Schule «alle Stricke gerissen» sind. Es wird schnell offensichtlich, dass der Neue sich zwar vordergründig an unsere Regeln anpasst – wenn man ihm etwas sagt, macht er das ganz «brav» – sonst aber jede, wirklich jede Gelegenheit, wo er sich nicht kontrolliert glaubt, zum Durchhängen nutzt. Aus eigenem Antrieb etwas Konstruktives für sich oder die Gruppe tun: Fehlanzeige! Dafür erwischen wir ihn bald einmal beim Kiffen. Für die Schule (eine 3. Real-Klasse) arbeitet er ebenfalls nichts – sein Notendurchschnitt pendelt sich zwischen 2 und 3 ein. Berufsvorbereitung: Uninteressant. Zusammen mit der Lehrerin verordnen wir ihm – anstelle des Klassenlagers – eine schulische Intensivwoche in Form von Nachhol-Unterricht. Unser Engagement quittiert er nach 2 Tagen mit einer Kurve zu seiner Mutter. Hier setzen wir (nach 5 Monaten) einen sofortigen Schlussstrich. Der Jugendliche kommt 1 Woche später mit seiner Mutter das Zimmer räumen und tritt am gleichen Tag noch aus (selbstverständlich mit der platzierenden Stelle abgesprochen). Was wird hier deutlich: Unsere Bereitschaft, in einen jungen Menschen zu investieren (wie problematisch seine Vorgeschichte auch sein mag), ist nicht grenzenlos; ebensowenig sind es unsere Ressourcen. Erziehung muss Liebe und das Grenzen setzen zu einem Ganzen verbinden, denn: Grenzenlose Liebe bedeutet Selbstaufgabe. Wo die Bemühungen um einen jungen Menschen derart unbeantwortet bleiben, derart ins Leere laufen, kommt (ganz bestimmt nicht schon nach dem ersten Versuch) der Punkt, wo die Entscheidung fällig wird: Diesen Platz in unserer Gruppe wollen wir jemandem geben, der ihn besser nutzen kann.

Markus Eisenring
Jugendsiedlung Heizenholz, Zürich

Heim- oder Internatsplatzierung bei Kindern im Unterstufenschulalter

Über das Menschenbild im Alter und im Behindertenbereich wurde bereits vieles geschrieben.

Ich möchte mich deshalb einigen Gedankengängen widmen um eine Heim- oder Internatsplatzierung bei Kindern im Unterstufenschulalter näher zu beleuchten.

Die Entscheidung der Eltern, ihr Kind in ein Internat zu geben, fällt den meisten sehr schwer. Das Für und Wider

muss aus vielen Blickwinkeln betrachtet werden. Wichtig erscheint mir, die Eltern wissen zu lassen, dass wir nicht besser sind als sie, sondern dass wir aus Distanz andere Möglichkeiten haben, um mit den Eigenheiten ihres Kindes Veränderungen anstreben zu können. Deshalb ist die Zusammenarbeit mit den Eltern eminent wichtig. Durch gemeinsame Ziele und zusammen vereinbarten

„Die Entscheidung der Eltern, ihr Kind in ein Internat zu geben, fällt den meisten sehr schwer."

Wegen dazu ist es möglich, Bewegung in festgefahrene Muster zu bringen. Durch diese Absprachen – und wenn beide Parteien gut kooperieren – können Loyalitätskonflikte bei den Kindern weitgehend vermieden werden. Ohne die grosse Unterstützung der Eltern können auch wir das Kind nicht dazu bewegen, sichtbare Forschritte zuzulassen.

Wenn Eltern der Platzierung gegenüber Schuldgefühle entwickeln, wird ihr Kind versuchen, Nutzen daraus zu schlagen. Es fängt an zu fordern, sei dies materielle Güter oder dass es die Aktivitäten diktiert, welche an den Wochenenden zu Hause zu erfolgen haben. Diese Forderungen stören den «Familienfrieden» meistens sehr erheblich, weil kein Ende abzusehen ist und die Ansprüche immer grösser werden.

Kinder, welche ihre Schulwochen im Internat verbringen, erhalten von den Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen vieles von dem, was sie zu ihrer persönlichen, emotionalen, sozialen und schulischen Entwicklung brauchen.

Hier einige Beispiele, auf was wir unser Augenmerk besonders richten:

- Geborgenheit, Zuwendung und Sicherheit schenken
- Halt geben und Grenzen setzen
- Zeit schenken (statt Materielles), zusammen spielen, kommunizieren, begleiten, trösten und aufrichten sind wichtige Aspekte
- Regeln kennenlernen für ein soziales Miteinander, streiten, zuhören, teilen usw. (da werden Erinnerungen an die eigene Jugendzeit wach)
- Das Selbstwertgefühl aufbauen und stärken

Diese Ziele streben wir mit grosser Beharrlichkeit an und stolpern zwischendurch einmal über unsere eigenen Unzulänglichkeiten. Die Eltern müssen darauf vertrauen, dass ihr Kind bei uns gut aufgehoben ist.

Für dieses Vertrauen möchte ich mich sehr herzlich bedanken, ist dies doch der Motor unsere Herausforderungen immer wieder anzupacken und neue Wege zu suchen.

Von Brigitte Haab,
Sprachheilschule Stäfa, Stäfa ■

FIT FÜR DIE PFLEGE-ZUKUNFT

Urban & Fischer und Medizinische Fachbuchhandlungen Lehmanns starten im Frühjahr 2000 Kongressreihe für Pflegende

Durch Veränderungen im Gesundheitssystem nimmt der Bedarf an pflegerischem Personal in Kliniken ab. Die Konsequenz: Pflegende müssen sich neue Aufgabengebiete erschliessen und noch flexibler in der persönlichen Karriereplanung sein. Im April 2000 startet der Verlag Urban & Fischer, marktführend im Bereich der Fachliteratur für Pflegende, in Kooperation mit den Medizinischen Fachbuchhandlungen Lehmanns das «Pflege heute Forum 2000», eine regelmässige Kongressreihe, die Pflegekräften bisher wenig bekannte Möglichkeiten der beruflichen Tätigkeit aufzeigt.

«Pflege heute Forum 2000» bietet Teilnehmern die Chance, sich umfassend weiterzubilden und über ungewöhnliche Aufgabengebiete in ihrem Beruf zu informieren. Angesichts der sich rasant verändernden sozialpolitischen Lage wollen Pflegende erfahren, in welche Richtung sich die Pflege bewegt und welche beruflichen Alternativen zu traditionellen Pflegeprofessionen sich bieten. Neben relevanten Themen wie Bewerbungstipps und Hilfestellung bei Burn-Out-Syndrom vermitteln daher Referenten aus berufspolitischen Verbänden, Arbeitsämtern, und Pflegedienstleitungen ihr Fachwissen. Pflegende aus unkonventionellen Einsatzgebieten wie Kreuzfahrtschiffen und dem Pharmabereich schaffen neue Perspektiven für die jeweils eigene Berufsplanung.

Der Name «Pflege heute Forum 2000» geht zurück auf das Lehrbuch Pflege heute, das sich als Klassiker unter den Nachschlagewerken für Pflegende und als Longseller im Verlag Urban & Fischer etabliert hat.

Einladungen mit ausführlichen Informationen zu «Pflege heute Forum 2000» liegen ab Januar in den Medizinischen Fachbuchhandlungen Lehmanns aus oder sind abrufbar unter folgenden Websites:

- http://www.urbanfischer.de
- http://www.lob.de

INFORMATION AUS DEM BUNDESAMT FÜR SOZIALVERSICHERUNG

Alle Werkstätten und Wohnheime für die Dauerbeschäftigung Behinderter haben Ende 1999 Post vom BSV, Abt. IV, erhalten. Nämlich

- Rundschreiben Nr. 3/99
  Invalidenversicherung / Betriebs- und Einrichtungsbeiträge gemäss Art. 73, Abs. 2, Buchstaben b und c, IVG
- Kreisschreiben zur Bedarfsplanung für Werkstätten und Wohnheime/Tagesstätten gemäss Art. 73, Abs. 2, Bst. b und c IVG
- Nachtrag 4 zum Kreisschreiben über die Gewährung von Betriebsbeiträgen an Wohnheime und Tagesstätten für Behinderte vom 1. Januar 1987, gültig ab 1. Januar 2000
- Liste der Anbieterinnen von QM-Systemen/-Modellen oder Verfahren (noch nicht definitiv)

Für das Ausfüllen der Gesuche «Betriebsbeitrag für das Rechnungsjahr 1999» bietet das BSV Informationsveranstaltungen an.

Deutschschweiz: Mittwoch, 22. März 2000,
Hotel Kreuz, Saal Fischer, Hodler,
Zeughausgasse 41, Bern

Gesuch Wohnheime: 09.30 bis 12.00 Uhr

Gesuch Werkstätten: 13.30 bis 16.00 Uhr

Bitte bei Interesse den Termin vormerken, da keine weitere Einladung seitens des BSV erfolgt. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.